



# Sommertage in der Neumarkt

Von Dr. Franz Lüdike

Die weichen Wollenballen fahren aber den Himmel. Ein Bussard freist, Schwaben saufen, vom leichten Südwind getragen. Es ist Ernte in der Natur und Bewegtheit zugleich, ein merkwürdiges Zusammen von Leben und großer Ruhe. Ja, die Schmetterlinge fliegen, unzahlige Arten, Farbenspiele des Schöpfers wie die tausend Wildblumen rings; aber ihr Flug zerhört die Stille nicht. Ueber dem Hügelchen tanzen die Vögelchen ihren seltsamen Reigen; aber der Zug ist eingeklinkt in das heilige, festliche, ruhvolle Sommerlein. — Nichts ist laut, nichts drängt hervor. Wie ein Märchen ist dieser Tag. Wir wissen: es geschieht etwas. Aber wir wissen auch, daß im Märchenlande der Atem leicht geht.

Tregend im Fernen sind die lärmenden Straßen des Alltags. Da wird gewerkt und viel, mandalimä wetul getan. Da ist alles sehr, sehr wichtig, und die Dinge wollen wissen, was die Dinge voll Eignere, er! voll. Am Hügelchen haben sie ihr Alltags-gewicht verloren. Leidet ist alles und leicht. Hier ist nicht Buntzeit, aber Farbe. Hier wird das Leben zum Traum und der Traum zum Leben.

Durch die breiten, grünen Weiden der Weiden wieder sich das Fließ. Man hört es kaum, aber man hört mit dem inneren Ohr das Lied. Das Fließ singt. Alles rundum singt. Das Lied des Sommers, das Lied des Tages. Das Lied des Märchens.

Nachts und links steht hoch der Wald, und die Hügel, einst Ufer eines schäumenden Stromes, beken wie liebend in ihre weiligen Armen den kleinen Fluß und das unendliche Leben. Da ist Erinnern, Verlangenheit. Alles überquoll, überquoll! Alles Grüne Gold, alle Farbigkeit golden! Unserer Seele selbst sitzt unter dem glühenden Glanz. Wir ruhen; aber wir wissen, daß wir zehnfach wahrhaftiger leben als in der fernem, lärmhaften Stadt.

Da ist eine schmale Brücke: Holzbohlen, Geländer, und unten sprudelt gegen den Bindlingsloos das Wasser. Vom Grunde her wächst das Grün herauf, von den Wänden greift das Grün. Alles grün und golden, und der Himmel weis und blau — stiller Sommer unter der Markt!

Dort, wo das Fließ aus dem Hügel-gelände sich in der Niederung verliert, muß die Ober Seite die Riemung auf, trägt sie weiter. Und dort ist Kistern. Wir aber wandern ins Land, die Stoppeln der selber erzählen von seinem Segen. Wie du mich an meine Heimat im Elben thal, neuzeitiges Erbe! Mit deinen Bergen und Gründen, deinen Wässern und Wäldern, deinen Dichtungen und Glodenblumen, deiner oideutschen Weite. Meine Heimat ging verloren, da drüben, und eine Grenze zerhört das grenzenlose Land. Zerhört dieses Herz, Zerhört die Gesänge

und ihren Sinn. Zerhört aber die Liebe nicht.

Wie heimatisch, heimlich ist nun dies alles hier! Wie umfängt es mich! Zuhören möchte ich; so leicht werden Seele und Schritt, so froh der Tag, fern die laute Straße.

Und wie meine Heimat ganz „heilig“ war, von dem König, den wir Kinder so liebten, neu geschaffen als deutsches, oftmarisches Land, so ist auch hier alles voll Erinnerens an den Großen und sein Werk. Der Eisenhammer hier ist seine Schöpfung; noch heute glüht er und hämmert er das Eisen, das Arbeit und gibt Brot. Die kleinen Häuser, viele altwärts, wissen Geschichten zu erzählen. Und die ganze Landtschaft erzählt, aber das Jholl wird zur Ballade, am Grollen der Gesänge zerbricht für Stunden der Traum, Kolonnen stehen, Schindeldächern werden sich wider den Himmel, die Nacht von Jorndorf wird gesungen, dort in jenen Gründen, dort auf jenen Hügelchen, und wenn der Bauer pflügt, wühlt die Schar bleiche Knochen empor, eine Kugel, ein rosiges Säbelstüd.

Alles, was so stumm war, was so lange im Dunkel der Scholle geruht, heute ist es wieder am Licht, will erzählen, will sagen und schweigt. Und die Augen des Bauern weiten sich und Augenwärt wird Vergangenheit, und die Kette deutschen Schicksals, deutscher Not, deutscher Kraft und deutschen

Lebens greift ineinander und schließt die Jahrhunderte zusammen.

Doch aus Jahrhunderten werden Jahrtausende, Jahrmillionen. Sandheide in Reimboden, Geröll und Seetee rannen der Urzeiten, von entlofen Wintern und kaltem dem Gletscher, von tauenden Jholl an wildjagenden Schmelzwässern. Jahrmillion-jahre in diesem Boden ihre Fäden, war die Boden auf zeichnen die Senken, Süb-bu am blauen Oval des Ausdörfer Sees, so spiegeln die Wellen nicht nur das Meerfließ und das Bauernhaus am Gang, sondern auch das Schicksal, das Höben und Tiefen, das den lebendigen See selber schuf. Heute selten fröhliche Hüttingen hier; einst war der Kenntlerger seinen Speer mit der geschärften Feuersteinspitze — aber das Leben geht und wandelt weiter, und es werden neue Jahrtausende, neue Jahrtausende auch über diese Scholle ziehen. Ob dann die Schmetterlinge noch tanzen, der Wind in den Wäldern haucht, der Eisenhammer dröhnt, und im Thal der Miesel das Märchen des Sommers träumt? Ob sich Menschen erinnern der Jorndorfer Schlacht und des großen Königs, der weiten heiligen Dtmart und all des Segens, den deutsche Vordrschritter, deutsche Bauern, deutsche Bürger und Könige in den Boden säten, daraus als Ernte Preußen erwarb? — Ja bin besten geht.

— Denn ich lausche dem Lied, das der kleine Fluß singt. Ein Klang ist darin, der liegt uns nicht los. Ein Klang ist darin, den deutet nur unsere Sehnsucht, unser Herz. Es ist der Klang vom ewigen Deutschland.

## Märkische Weberkünfte

Von Gustav Metscher

Die Hausweberei feiert heute in unsern märkischen Bauernhäusern wieder ihre Auf-erhebung. Jetzt in den Volkshäusern werden die Kinder eingeführt in das Geheimnis der Weberei. Mit Fleiß und Eifer sind die kleinen Händchen dabei, die Mutter mit einem selbstgewebten Schal zu überziehen. Es hat schon einmal in unserer Markt Brandenburg eine Zeit gegeben, wo die Hausweberei in hoher Blüte stand und Erzeugnisse vorzeigen konnte, die von hohem künstlerischen Können zeugten und sich die Gunst der weltlichen Landesherren erwarben. Solche Weberkünfte aus damaliger Zeit waren beispielsweise folgende: Altzandern und Werbolle Kangelshänge in den märkischen Städten und Dorfkirchen, die durch lange Jahrzehnte hindurch das Loblied von den märkischen Weberkünstlern sangen. Heute noch finden sich derartige Zeugnisse jener Weberkunst vereinigt und zerstreut in der verschiedensten Heimatmaße, um den kommenden Geschlechtern zu zeigen und so sagen, mit welchem Fleiß und mit welcher Liebe sich unsere märkischen Elmsöhne der Weberei hingaben.

Aus der Hausweberei entstand dann

später die besondere Weberkunst. Kurfürst Joachim II., nahm sich der Weberei ganz besonders an, er ließ sich 1550 von ihnen Annuungsartikel ausarbeiten und vorlegen und bestellte sie. Auch räumte er der Weberkunst verschiedene Privilegien ein. Von den Nachfolgern Joachims wurden diese Privilegien aufs neue bestätigt.

In den Weberkünstlern der damaligen Zeit scheint es aber nicht immer reell und gerecht zugegangen zu sein. Eine gewisse Unerschlichkeit hatte anheimden Maß gegriffen, wie aus folgendem Schriftsatz hervorgeht: „Laut allgemeiner Wunsch der Künftigen soll das Gewerbe der Heimeberei eine so vielfache und bequeme Verfertigung zum Vergnügen darbieten, daß fluge und vorstichtige Leute keinem Weber trauen, und da dies schon zu Dims Zeiten ebenlo gewesen; so kamen dieselben in Abhängigkeit und in den Vonn der unehrlichen Leute.“ Es trat also mein eine offene Verachtung der Mitglieder mancher Kunst ein, die darin äußerlich ihren Ausdruck fand, daß man den Webern aufgab, bei haßfindenden Gestaltungen die Waagen leiten herbeizuführen. Es war das eine

entwirdende Arbeit. Ebenso wurden sie ausgeführt von der Werkleitung öffentlicher Meister. Eine Miljoen e. Jahr ist das unter den Wirren durch eine Veranordnung aus dem Jahre 1671, in der unter 9. März anberufen wurde, daß die Weber bezüglich der Beschäftigung von Gesellen von den Verordnungen nicht befreit werden dürfen.

Wesentlich höher im Kurs und Ansehen stand die Hundt hundert Jahre später. Es geht schon daraus hervor, daß die Zahl der Warmeier auf einmal merklich zugenommen. Im Jahre 1780 zählte man in unserer Sturmarm schon 80 Weimereibergeliden. Das bedeutet einen riesigen Anstieg. Es war aber auch ein Zeichen, daß die Weber allgemein im Zunehmen begriffen war, wenn man bedenkt, daß neben den Zinsen auch noch Wobstliche in Privatansammlungen in reicher Zahl bestanden. Es war jedem Arbeiter erlaubt, für den eigenen Hausbedarf zu weben. So man setzte sich die besten Stücke für die Prämien aus für die Handwerker. Es trat jetzt ein reger Wettbewerb ein.

Die Weberzunft wiederum festet nun ihren Ehrgeiz darin, äußert sich Ergänzungen zu liefern. Die Forderungen, die an ein Meisterstück gestellt wurden, mußten von Zeit zu Zeit. Es wurde z. B. 1691 von einem Weber verlangt, der sein Meisterstück machen wollte, ein halbes Schock von 1000 Stücken, ein Schock grobe Leinwand von 1/2 Ellen breit und 30 Gängen. 1734 forderte man „ein Stück Leinwand von 60 Gängen, 1/2 Ellen breit und 30 Ellen lang, und dessen er auch zum Wusch, Kneben, und Wenden einen halben Schock, soll er auch ein Stück Wusch 24 Ellen lang und 1/2 breit, ingleichen eine vierfachige Würe 24 Ellen lang und 1/2 breit,

von was vor Farbe er will, verfertigt, und soll im freistehen, diese Meisterstücke in eines Meisters Hause und auf dessen Stühle, mit welchem er sich deshalb zu vergleichen oder in seiner eigenen Wohnung zu machen.“

Sehr streng waren auch die Bestimmungen über das Gessellen- und Lehrlingswesen. Es wurde von Anfang an der Zwangsang eingeleitet. Den Söhnen der Meister und den Lehrlingen wurde aufgegeben, zwei Jahre zu wandern, während die fremden Gessellen nur ein Jahr auf der Waise zu sein brauchten. Eine Vergünstigung der einheimischen Gessellen bestand dann später darin, daß sie sich schon im Umkreis von einer Meilenweite als Meister niederlassen konnten. Im Gegensatz der früheren Bestimmung, die zwei Mannweilen forderte. Anfangs wurden sie auch verpflichtet, „den Ästern in Stadt und Land bis zu einem Stuhl das Weben zu verbieten“. Später wurden sie dieser Verpflichtung entbunden, weil solche Maßnahme viel Feindschaft und Verdruß mit sich brachte.

Die Webergesellen bildeten die sogenannte Gessellenverbrüderung, die jedoch ebnigig im Jahre 1849 aufgelöst wurde. Die Forderung für die Lehrlinge wurde allgemein auf drei Jahre festgelegt.

Interessant ist ein Weberpruch, mit dem seinerzeit bei Quartalsversammlungen die Mitglieder der Zunft begrüßt wurden. Er lautet:

„Wir grüßten der Weberkunst, Wivat, sie lebe hoch! Wiewar selbst mit ihrer Kunst Beschäftigt sie heute noch! Was grauer Vorzeit kommt ihr Ruhm, In der Geisliche Heiligtum Kann man sich überzeugen, Daß sie den Köstern eigne!“

## Joalliche Spooriamteet

Heimaterzählung in ökmärtisch-ischlescher Mundart

Von Emma Neumann

Gräbner's Almen, was von der Mümm Handron ihrer Ältern Schwager die jüngle Tochter war — und wundaun noch ihr Wotentiend, moar hat'n Gräbnermachen. So war a ganz nochr' und stillt o lu wie die, siech' uff Keentlichteet und tar englich jed'n Tag de Stund' umfingen, maas doch hat mon'sch' Rind'n nich der Holt sein soll! — De erste Zeit, nu se verkracht moar, hutt se mit der Schmiegemutter, der alde Gräbner, des haalich mondmoll a biß'n Kreeteler gehott. Denn die woar aunder Danstich, und hutt östlich derwag genappert und derz junge Froo in Knup diß gemacht und stüent. „Sim lauter wisch'n und hecht'n tem biß Danstich nich lab'n, bat ins, do se is Sauptlich raas uff's Fels.“

Na und des toat ju de Schmiegemutter o, ein'n Fels arbeet se siege garich und wons in ih'n frecht'n Rind. Aber 's Raas toat ins se haalich Raas durch denwaglichen toat. Se heert nie nich rücher uff, bis se nich oll Stund' bißgahnt hutt.

A poor Tag der Wönglen, se moor groad bein' Panster zug'n in der Was-gebung'n, do ging auch de Mümm Handron groad: veracht. — Se liech' natierlich glat isch'n und joit: „Acht Acht, Änter. Sie wall schunn hoch fertig mit oll'n häh? — Ach und de Panster ju siech'n blant, man sieht ju faam de Waschschal' drin. Mir wons duntle se denn englich? — Und in der gutte Stund' soll woss gar noll Gardien? — Na die muß ich mer doch egn' man fannu bin ich den besch'n. De Wösch' Almen, fer jannoos bin ich doch emoll siegh'n.“

Se rann' geichwöng' rain, und Almen ging mit'n in der Berderbüß. Na und de Mümm luntt sich ju goar nich genug lieber de Gardien mundern. — Ree, wons bißliches

hutt se haalich noch nich gehant. Sua un- bändig' seenes, apores Müster, und des Gend's ju siech' fein, — und dro ericht dar bißliche Prast! —

„Maich'n, Almen.“ — Joit se, — „Junge Gardien muß ich mer schaff'n, und wenn ich murg'n in de Stadt loof'n soll, — ganz genoo dießelich'n hull...“

Do fill'r Almen in der Näß: „Webe Mümm Handron, nu kummt's se spät, die tragt ihr jeh nich mehr derwir. — Do hätt ihr schunn seich' rücher glech, glat wie's in der Stettung hand, ju se die Stange Gachentag sein! Hutt ihrsch' denn nich gelast'n?“

Dort's hoch aber de Mümm keene Ant- wort und ging haaltill fort. Sie o nich richtig von Almen, meint se, wie se heentoo se ih'n Maich'n, se Almen, „doß se ins fer Waart nich gelost hutt von ihr Gardienloof. Ich woar egn drin dal ihr und hoar mer se behant, und wißt, ich lof' derz hies mal derwag, siech' oll glat hin und sid drische o oan. Es' fiam ganz glech, doß se jannoos bißliches fer sua bißliches Geld gefristigt joit. Man möcht groad sein, se sein haalich gefastant. — Ree, wons ich mich ärgern kunn, doß der dober- von nicht geuwig hoch. Eine Zummehet ober o. Und ju neig wie der o welche ge- braach'n tun. Wenn ich mer inje ansech, se sein un een Panster immer länger als wie un andern, die kenn der nich meß droonn luff'n.“

„Ja, ber miß'n welche seich'n Mutter, jundoos wie möglich.“ — Joit Anna druf zur, „Ius Gellung sieht ju fierderlich als, mer schaut sich an die, wenn a Wösch' her kummt. — Aber freilich, fer ju wenig Geld frigt und fer gewies nich fannu scheen, do wüchit miß'n gehörig ins Portmanee

rain lang', wenn se seich'n noch woas as- lahn.“

„Dobron is die blus Schuld, woas is mer denn des fer se Verwondschafft, ob se nich kunn a Maal umach'n, ob se nich kunn...“

„Ach Almen kunnst nich bies' sein, uff die kunnst nich rüd'n, doß se nicht gelost hutt, die kunnst doch nich wüß'n, doß der schunn zwei mal nach der Stadt in der hies nach du, die hott fer gewies gebacht, br' la's'n abn ju gatt wie sie. — Na sekerlich dirsch' moll, woas ihr euch nu schunn kummet gelocht hutt! — Des kenn der bei een Einloof schunn gedruppt aufen! Na und wons noch nich kunn, doß der eine nach der Stadt in der hies nach du, durch noch monderlee erlabn. — Spore amleest is siech' gatt und scheen, blus, man darf nich un derz becker'n Stiel mit oans lang'.“

„Ich juke lufe Näß'n ja nich in Boater hörn.“, bereicht sich de Mümm darob, „des kenn ich nich, denn derz fannu dich du doch wüchit von sporn berhehn. — Subald Zeit is, war der rainforeitern in de Stadt und abn noch schene und billige Gardien sehn. Es muß doch leberacht im die Dreß' Zurettet sein? — Ja, glech, de die Wösch' is a, und do ju der rain, wenn's holkwaig möglich is die ganze Sa- mielie.“

Wens do räd't se mit „Gern“ mit Goodfriedn dreier. A woar jo glat mit amwerstlan'n, und meent: „I prim denn nid, des kenn der mach'n, blus ericht muß ich mer Geld schaff'n, Näß'n, und isch'n, doch ich irgend woas verzeien kunn. Der hoar jett schunn lang' genug nicht mehr einge- numm, und gebraucht wird olls Tag.“

„Na freilich, freilich, host ju recht.“ — Joit se zu'n, — „aber es kummt ju o wieder ein, host Getraid', host ollerees Vieh, — wenn's Vieh gut geacht, I grube uns's fleene, des is wielt a ne herliche Noed.“

„Se hild'n sech' siech' derz Almen's, Handron abn ju wie der die Goodfried, se liß'n sich keene Vieh verzeien. Na, se joit siegh'n auff: „Eine Vieh, hutt derz Bauer keene Vieh.“ —

Na und woas se fer Vieh' hutt'n, se Moistich od ju, ju fett moar se. Und Maich' gaabn se, in Gesser bull bis un Rand, und der reene Soohn. Aber nun nicht is nicht. War sich halt jeh complan sein, na dar hott o. Stieh im haalich vier Stund'n se im Summer schunn uff, esse Wurga. Stieh doch olls beurtigt sein. Ob' jedes Vieh sei hutter hott, do vergiebt ne Zeit. „Schwin- juten se immer a Stide zug'n, zwoll, olls Grögn. Und's hat goar nich lang' werten, na hies se darob fer Stidele woar'n ju maht, doß se verzoat wons fannin. Aber wie des halt mondmoll is, es toam fe Gleichsch, schunn wunglang nit.“

Goodfried meent: „Mondmoll do we'lla se ten s'haas alreun, do joht se sich un- ter, woas mer wons in der Vieh luntt, und zand, do isch' hies leberacht teener lahn. Ju we'lla doch de „Grüß'n ju gaardn raaschaff'n, doß her wieder „steen“ aintum kenn und wie gefest, doß man doch o wieder a poor Watt Geld in de Finger frigt.“

„Eh'n ju in monden Gas hutt a sich reien ju freist, wail a ducht, amend kumt doch groad moll a Fleischer ver- bal dar mich fröogen t'n. — S'foam o wißlich ener mit seiner Fleischerstorf o Duri: run- der geurtbert. Beiter Goodfried dar hutt glat Anstimmung wie a'n od von nur hies, denn s'haas mer wons in der Vieh luntt, und zand, do isch' hies leberacht teener lahn. Ju we'lla doch de „Grüß'n ju gaardn raaschaff'n, doß her wieder „steen“ aintum kenn und wie gefest, doß man doch o wieder a poor Watt Geld in de Finger frigt.“

Wiergerlich pleist Beiter Alpert s'Dor zu und joit se „Zainer“. „Du, Handron, ju is mirsch' egn' bergang'n, — aber nu

war'n se groad noch gefiettert bis se noch  
a Bentier schwerer sein? — Se woar o dar  
selbichten Meinung, und swurd su gemacht.

„Wie dro gängerige Zeit vergang!“ woar, und schünn etliche gleicher do gewaant woarn, mit die a aber eerst goar tes Bandul, aar gefangen hatt, — a meent, die hättin, ja a join, nich de richtige Befinnnapp geseht, do zeigt a dro doch noch een de grüpe fette Schöwin. — Und woas moarich? — Do gaab in goar s’geboide Geld! — Besser Woobried würrt im eichst Dandlid goar nich woorn in posiert. — Ne, sunwas aber, a kunnst sit reen de Platz ärgern! — A woar der Meinung, doch a kunnst woas verlangt hatt, und doobrat woarich längst ndern Preis! —

Sunnst hutt a sich immer dodermooch  
gericht wie se in derr Zeitung stundn, aber  
desmoll, — a hutt doch keene, doß a hätt  
kenn rausfuchn, — verpflichtet sich eens . . .

Handor aber getraat sich nu von Garr-  
mert und noie Gardien lee Boart ze sein. —

# Spinner und Eulen

Eben flatterte durch mein offenes Fenster ein Vertreter der „Eulen“ in die Sofadee. Es war einer der schönsten, nämlich das „rote Ordensband“ oder der Weidenrarm. Weicher Zunge, welcher Schmetterlingsfalter erfreut sich nicht an den drei glänzendsten Kindern dieser Schmetterlingsgattung: dem roten, dem blauen und dem häufigen gelben Ordensband, auch „Hausmutter“ genannt? —

Wohl niemand hat die gebänderte Unterflügelschnäbel aus dem grauverwitterten Dreieck, das sie bilden, denn sie auf der verwitterten Rinne von Weiden, Bäumen, Eichen oder am Hausgallen fügen. Meist erst das funktive Auge oder die sichere Hand eines Sammlers machen sich an dem reglos dahinsenden Fled zu schaffen. Aber dann wird das schlaue, "Schimmelgrauen" auch am Tage der Nacht und die flüchtige, an nur wenig dem schnellsten Flug des Heuschrecke, dem im Jagdfluge davonstreichenden Gullenschmetterling zu folgen. Der sucht zu rasch und sicher eine dunkle Ecke, Nabe oder Fische, daß man ihn selten wiederfindet.

So geschildert sind auch die anderen zahlreichen kleineren „Entenkinder“, von denen ich nur noch die bekanntesten, wie „Gammal- oder Pistolenente“, „Grasente“ und die schlimmste „Forsente“ nennen möchte. Wer als Forscher oder Sammler die wichtigsten Lebensbänder im Kasten hat, darf Holz darauf sein.

Nun zu den Spinthern!

Bei uns in Norddeutschland sind der große, der Schöne, der kleine und der Vierpünktbär, die bekanntesten Spinner. „Bären“ genannt, weil sie als Maupen wirklich wie ganz kleine winzige Bären aussehen. Wohl jedermann kennt die schnell dahinfliegenden, schwarzbraun bespitzten Dinger, denn sie sind durch ganz Deutschland verbreitet. Aber auch der kleine, der kleine, der kleine Sommerbär, einen Berg aus reinem Gold, während er seine orangefarbene Schwärze ausstrahlt, um mit weißen Bändern, die unteren aus Stahlblau und Zinnroter zusammensteht.

An den ersten unter dieser Familie, der auch zugleich der größte unter den europäischen Schmetterlingen überhaupt ist, nämlich das Wiener Nachtpalpenauge, bindet mich ein so schönes Erlebnis. Im weiten im Jahre 1931 unternahm ich eine Reise in die Alpen, um unternehm Wanderungen in die schönen Wälder des Walderdörfchens. Auf einer der selben lagerte ich am Fuße der Eberstallsee. Einmal kam ein „großer Vogel“ ein mooses Gesicht, ein Nachtpalpenauge, angestrichen und setzte sich auf einen kleinen Ast. Dort sah es wohl fünf Minuten, keckere behaglich seine herrlichen Schwingen, die farbigen Flügel aus, sah so groß und schön aus, wie ich es noch nie zuvor gesehen auf den Alpenhöhen der

## Kiengerfreed's

Son Emma Neumann.

Es waar a Karaffel gekumm,  
Schnell rannt'n de Kienger hien.  
Niff'n Durstploz do wards usgehaat,  
Und Ebends jult's schunn gizehn.  
Wie's dunkel wurd, gings himbesim!  
De Geier murrte laut.

Und Basan, na dar battutt siehr:  
 „Mutter, ee Stidan blus.“  
 U foest fien wu a Schimmel ruff,  
 Toat ganz unabdingg fien,  
 Als wenn des Vieh labendig wär  
 Und rich of blus vun Hulz.  
 Und wie des Stidan dro verda,  
 Do plogt a noch eegal,  
 U wellt noch gaard'n ju waiter sohrn  
 Dar Schimmel wär sai Goff.  
 Was wullt de Mutter of du tun?  
 Graß Geldsied goeb se hien,  
 U funnt des Jungan ju lang' sohrn  
 Su lang', wie's blus toat gieh'n!

geln, während seine zwei richtigen Augen bis in die tiefste Seele glühten. Ich bin nicht bewußt, daß ich in dieser langen auch nur einen Atemzug getan habe, und mußte es wohl sein! Dann segelte der dicke Kerl in den Waldschatten hinein.

In Farbe und Lebensart entspricht die große das bekannte kleine Nachtpfauenauge: Vorderflügel weißgrau gemottelt, Hinterflügel orangegelb mit rotem, fahlgelbem umrandetem Augenfleck. Die Federn stehen die Fühler zwischen den Vorderflügeln, sie helfen die Augen er-

Auch bei dem nachverwandten, oederg, „Ragessied“ oder „Zau“, dessen Flügel falls mit vier Augen geschildert sind, liess mit einem weissen, griechischen „Z“ als Zettel, spielen die Federfühler eine grosse Rolle. Der Ragessied trägt wie die Nachtigallen einen deutlich abgesetzten Saum der Flügel, seine grüngelben Nasen in der Jugend rot gefärbt.

Das Auffalligste aber bei dieser Gelegenheit ist ihr geradezu märchenhaft unwiderstehlicher Geruch. Die Weibchen von all den „Nachtvögeln“ sind dermaßen träge und dumm, daß es kaum zu glauben ist. Sie können den Lärm hören, ohne auch nur ein Glied zu rühren. Anders das Männchen. Es wird durch seine Heberäufel sein Gesicht in seiner Färbung dennoch auf merkwürdige Weise färbung. Versuche können das beweisen. Ein Mann Weibchen verschleibt und ins Zimmer spectet, so werden sie dennoch gefurcht und schon nach verhältnißmäßig kurzer kann man Männchen dieser Art durch Geruchsbrett fangen.

Ja, aber wie schaffen sie das?

Wer je verirrete' Bunde oder aufflieg  
Brieftauben aufmerksam beobachtet ha  
weiß: alle „geruch- und gesichtshunden“  
fangen an, große Kreise zu ziehen, die sch  
lich immer enger werden, bis endlich  
Ausgangspunkt des Verirrten oder das  
des Suchenden gefunden ist. So macht es  
Schmetterling auch, gestützt auf seinen v  
berbaren Duftinn.

Gerade, welcherrhmi, wenn auch  
welterbreitet, ist ein anderer Spinner  
worden, das ist der weigßelge Seidenspin  
Sein feines und losbare Gelpirni hat o  
dungs durch die moderne Technik in der S  
selbe schäffste „Konfurrenz“ gefunden.  
Seidenbraue nährt sich von Maulbeerblät  
lebt in süßlichen Breiten, kann aber auch  
sich im Norden unter günstigen Verhältni  
und sorgfältiger Pflege gedeihen und  
„Konfons“ zur Rohseidengewinnung g  
Das mußte schon Friedrich der Große,  
nicht unbegründet die Seidenraupenzucht  
berte und Maulbeerplantagen selbst in  
seinen Brachgeenden anleite. In Nordst

ist der Maulbeerspinner von April bis Juni das beliebteste Haustier, das sich von 300 bis 500 Eiern des Weibchens entwickelt. Seidenraupenzucht ist ein sehr dankbares Nebenverdienst, aber sie muß mit peinlichster Sauberkeit getrieben werden, sonst bekommen die Raupen die „Ruhr“ oder „Starr“. Eine hietan erkrankte Raupe kann durch ihren ausgeschiedenen „Schmutz“ ganze Gebäude mit Seidenraupen anstecken und zur Weidenkammer machen, ehe man reife „Kotons“ durch Dampf abtöten kann.

Interessant ist noch einiges aus der Geschichte der Seidenraupe. Im das Jahr 555 kam die Seidenraupe aus Osten nach Europa, durch zwei Mönche, die die Eier des in China streng geschützt gehaltenen Schmetterlings in ihre Mäntel verpackt hatten herüberbrachten. Wohl hatte schon 300 Jahre früher der römische Kaiser Diocletianus als seine Feinpeinertaxen ein Seidengewand erlassen, aber das hatte ihm viel Gold gekostet. Im 700 n. Chr. begann man in Spanien, um 1100 in Italien, und erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Frankreich Seidenzucht. Im 16. Jahrhundert folgte auch um 1600, und erst am 17. ging Preußen unter Friedrich dem Großen zu ersten müßigen Versuchen über. — Wir werden also einnigermassen Verdorke sein in Paris, aber in Japan und China wird es noch lange eine wichtige Industrie sein. Europa nach statistischen Berechnungen etwa 25 Milliarden Stokos.

Zur großen Familie der Spinner gehört eine kleine Art, die Wraithen, deren ungewisse, fast flügellose Weibchen insamende sind, ohne Zutun eines Männchens lebendige Nachkommen herbeizubringen. — Wunder über Wunder überall in der Natur und am meisten offenbar vielfach bei den unscheinbaren Geschöpfen der Nacht.

Unter den Spinnern finden wir aber auch schädliche Genossen, so die sehr gefährliche Röhren- und den waldbewohnenden Kiefernspinner. Auch der weiße Goldastler und der braunkäse Ringe Spinner sind ganz bedenkliche Büchselein an unseren Obsthäumen. Und der Prozessionsspinner wird durch seine Zucht haare sogar dem Menschen selber lästig und gefährlich.

Gegen diese Feinde aus der Tierwelt gibt es nur ein durchgreifendes Mittel, das muß immer wieder betont werden: „Schont die Singvögel in Feldern, Wäldern und Gärten!“ Ihre Fut und Verpflegung im Winter, ihre Unterfütterung im Frühling und Sommer durch Anbringung von Nistkästen, Schutzbreitern und Dornhecken gibt hundertfältigen Lohn: „Natur ist überall schön, wenn der Mensch nicht störend einreißt!“ — — —

## Kennst Du Deine Hofgeschichte?

AB. „Der Menschheit ist bereits seit 300 Jahren auf dem Hof!“ Des ist ein stolzer Anspruch, wie man ihn heute nicht selten hört und der auch gewiß in den meisten Fällen, ja wenn er gebraucht wird, auch in der That seine Berechtigung hat. Ich möchte einmal den Beweis für die Behauptung legen, dass heißt für doch gegenteilig heraus, daß noch manche Vöden zu fallen sind, um den Besitznachweis vorzulegen. Ich will mich nicht auf die Mühen meinen ist es entgegengesetzter, der Nachweis über seine Vorfahren zu erbringen, als den Nachweis, um den Hofbesitz zu bezeugen. Welche Quellen können mir herangezogen werden, um den Besitznachweis des Nachweises zu erbringen? Als erstes und wichtigstes Zeugnis bietet sich zunächst eine Urkunde rein privater Natur, die sich auch häufig noch im Besitz der Familie befindet, an. Es ist die sogenannte „Hofurkunde“, der jeweilige Besitzer mit dem Hofbesitzer geschlossen hat, wenn er an diesen den Hof abtrat und sich aus Altenteil zurückzog. Der Hofbesitzer findet diese Urkunden meist in einem kleinen Kasten, der in der Hofkammer aufbewahrt wird. Eine weitere Probe, die

gerade für die Geschichte des Dorfes und der Höfe außerordentlich ergiebige Material liefert, haben wir in den alten Schöffensbüchern, die in den Archiven aufbewahrt werden. Als Ergänzung dienen die alten Grund- und Katasterbücher.

Zunächst kann es vorkommen, daß von all diesen Quellen nichts mehr vorhanden ist, wie das gerade in den Rekultivationsländern des deutschen Ostens, die unter Krieg und Verheerung des letzten Krieges gelitten, häufig der Fall ist. Auch dann bieten sich noch eine Anzahl weiterer Möglichkeiten, die

zu dem erstrebten Ziele verhelfen können. Gemeint sind die Quellen, die der Staat oder die zukünftige Territorialherrschaft in der gelegentlichen Anlage von Steuern und Grundbesitzregistern gegeben hat. Der Gang zum Staatsarchiv oder eine Anfrage wird sich leicht lohnen. Zuletzt ist noch einer weiteren Möglichkeit gedacht, die sich ebenfalls in allen Teilen des Reiches bietet: es sind die alten Grundkataster. In diesen lassen sich finden sich ganz ausgezeichnete Angaben, die über Personalverhältnisse und Verursachung unterrichten.

## Vom wehrhaften Bauerntum

Gemeinsam war man bisher der Ansicht, daß die Städte aus den befestigten Flecken und Plätzen entstanden sind, die mit einer Mauer oder einem Graben umgeben, mit Türmen und befestigten Löchern ausgestattet waren. In Zeiten der Not, wenn räuberische Scharen ein Nachbarort überfallen, die Plünder der Beute das Land verwüsten, zogen sich die Bauern mit ihrer beweglichen Habe in diese Befestigung zurück.

Diese Zweifel ist diese geschichtliche Darstellung nicht falsch, und die Entwicklung solcher befestigten Plätze zur Stadt ging um so schneller vor sich, je mehr eine solche Befestigung an vielfachen Handelswegen oder gar am Kreuzungspunkt mehrerer Handelswege lag. Leider hat aber diese Darstellung des Anfanges der Stadtbildung im allgemeinen zu der Ansicht geführt, daß deutsche Bauernhöfe habe keine Befestigungen gekannt. Diese Ansicht ist durch neuere Forschungen (Prof. Wille u. a.) gründlich widerlegt worden. Wer die geschichtliche Entwicklung des deutschen Bauernums kennenlernen will, der muß sich, wer den jahrhundertelangen Kampf der deutschen Bauern um ein artiges Recht und um artige Lebensformen bemerkt mitfühlend kann, dem muß die Ansicht, daß der Bauer in früherer Zeit nichts getan haben soll, um sein Vieh und seine Habe zu verteidigen, als ein Unding erscheinen. Die geschichtliche Lebensweise weiß jedenfalls das Gegenteil zu beweisen.

So ist A. B. bekannt, daß es auf den germanischen Bauernhöfen ein turmartiges Bauwerk gab, das, stürker und fester als andere Bauwerke, wohl zu letzter Verteidigung diente. Schon in den nördlichen Gegenden ist von solchen turmartigen Bauwerken, den „Speckhöfen“, die Rede. Nur durch eine Leiter im Innern des Erdgeschosses konnte man in die oberen Stockwerke gelangen. Die Verstärkte und Burgtürme der ritterlichen Burgen haben sich aus diesen Speckhöfen der alten germanischen Bauernhöfe entwickelt.

Von den Angelfassen wird berichtet, daß sie ihre alte feilfähige Bauart (Befestigung des Dorfes oder Hofes mit Erdwällen und Pfahlbauten) auch in England eingeführt ha-

ben. Von uralten, teilweise sogar feineren Umfassungen der münsterländischen Bauernhöfe berichtet im 18. Jahrhundert Justus Möser.

Noch heute können wir im westfälischen Lande manche Höfe finden, die unverändert aus früheren Befestigungsanlagen entstanden sind. In altverfestigten Bauernhöfen, die heute noch in der Dorfbefestigung erhalten, in dem ebenfalls die Forderung nach Befestigung der Höfe enthalten ist. Prof. Wille berichtet in seinem Buche „Bauer und Dorf“ von einem heute noch bestehenden dreifachen Befestigungsturm des Dorfes Groß-Siepen in Westfalen. In Franken, Hessen, Oberbayern, in Schwaben und besonders auch in Thüringen, in Ostpreußen und anderswo finden wir immer wieder Beweise bäuerlichen Wehrwills, und auch aus Dokumenten aus dem Mittelalter läßt sich die Tatsache eindeutig nachweisen.

Weitere Beweise dafür liefern uns die Anordnungen der kaiserlichen Landesherren. Ihnen war ein unbefestigtes Dorf höchst unbequem. Denn wie sollte man erwarten, daß sich gegen die Verdrängung aufnehmender Bauern in diesen Dörfern sich verteidigen? Daher verlangten die Landesherren schon früh, die weitere Befestigung der Dörfer mit allen Mitteln zu verbinden. So erließ im 9. Jahrhundert der Pfälzerkönig Ludwig der Fromme eine Verordnung gegen die Befestigung der Dörfer. Aber auch im Sachsenpiegel und im Schwabenspiegel sind Bestimmungen enthalten, nach denen ein Dorf nicht ohne Erlaubnis des Landesherren befestigt werden durfte.

Wir finden wir also Beispiele genug, daß die altdeutschen Bauern immer bereit gewesen sind, sich gegen jeden Feind zur Wehr zu setzen. Jahrhundertlang hat man den Bauern als Feindtätigkeit hingestellt — die Beweise bäuerlichen Wehrwills kennzeichnen die Verdrängungstätigkeit als niederrichterliche Lage.

## Gang über einen Friedhof

Sellman, — es gibt Menschen, die Friedhöfe gründlich meiden. In weiten Böden umgeben sie jene Mauern, hinter denen tote Wanderer dieses Lebens ausruhen von aller Mühsal der Zeit. Und läutet gar einmal die Sterbeglocke, so beschließt solche Leute vollends ein unheimliches Empfinden. Kein gewöhnlicher Urteil über sie! Jeder von uns steht mit anderen Augen das große Geheimnis, das über diesen Gottesacker der weiten Welt ausgebreitet liegt und das die feinsten Begräbnisse im Schilde tragen der Vertriebenen genau so umgibt, wie die ausgebreiteten Leichen der Städte oder die engbegrenzte Totenstadt des nichtlebenden Dorfes. Oft und immer wieder haben Menschenhände den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften versucht. ... Umsonst! Es blieb unergründet, jenes Rätsel um die Toten.

Und doch: warum den Kirchhof meiden? Nehmt euch ein Herz, ihr Bauhasen und geht einmal ohne Eile durch die Reihen der Grabmale aus Stein und Marmor; bleibt stehen an einem Holzkreuz mit der Schmerzausdrück des Ertrinkens, denkt nach über den Sinn des Menschseins überaus. Da blühen in prunkenden und blauen Farben jetzt die Gladiolen; vielleicht auch nur ein Erbskraut, unansehnlich im gleichen Bild zur Gut der Erdmutternecken und Gurren auf dem Rasen. Doch gerade darin ist ein lebendiges Leben. Die Erde ist nicht tot, sie ist lebendig. Schlummert: Ob reich, ob arm, im Tode find sie alle gleich, die da warten des letzten Gerichts. ... Und so verliert im Gedanken an dieses Geheimnis der Friedhof seinen Charakter einer unheimlichen Stätte. Schaut auf die

Storie, die lustig die Gräber vergangener Jahrhunderte dem Vorübergehenden anrufen, manchmal einmal, gläubendst wieder, hoffnungsvoll fast überall. ...

## Die Markt und ihre Menschen in Sprichwörtern und Redensarten

Die Lebensart in deutschen Landen lebt alles Brautium wieder auf, wird alles Volkstum lebendig, das mehr oder weniger in Vergessenheit geraten war. Neben überlieferten Sitten und Bräuden find es vor allem Sprichwörter und Redensarten, die die Seele eines Volkes widerlegen; die zu einem offenen Buch freier Erkenntnis, tiefer Wahrheiten und frischen Humors werden.

Unsere Markt ist reich an dazugehörigen Schätzen. Ihre Sprichwörter und Redensarten haben sich von Generation zu Generation überliefert, und selbst Zeiten der Not und des Niederganges haben der märkischen Volksseele ihren unwiderstehlichen Humor nicht zu nehmen vermocht. Witz und Lebensweisheit sprechen aus folgenden, besonders auf dem Lande angestrebten Redensarten: „Weintische (Weintische) ist keine Seidenkru, schippen drei von Dicht!“, „Was juckt es, ist lustig, daß die Frau, und keet a Kind un' arren fallen“, „Wo de Vöde henstelt, do bist je lügen, un wett antwort Messoppe (Misthaufen)“.

Auch ein kleiner Dickschopf weiß schon zu philosophieren: „Is nichts in deir Welt: Im Sommer dummerts und im Winter muß man in deß Schül“. Da das „Rücken immer flöter ist als deß Ei“, so wird dem Kinde der Mat gegeben: „Heer, waat, denn weeste mal, wenn deß, wenn heße waat, aber loot jeden deß fine.“

Im übrigen soll jeder, „wer sich thutlich will ernähren, soll fliden und wenig verzeren“, „Der sparen will, muß sien Mul anfangen“, „Daß die Dummheit, de größten Schaden anrichtet“, „Reichen sind nicht so bekannt, aber daß nach märkischer Auffassung der „Fula sich nicht nera legt, denn em is bang, daß a werre upstoben ischall“, und daß „der Fula sich tot legt“, gibt ihm einig zu bedenken. Aber was wir auch behauptet, daß „de Fittig (Fleische) sich tot arbeiten“. Die Wahl zwischen faulheit und Fleiß ist also nicht ganz einfach.

An die Adresse der Großtöchter sind folgende Redensarten gerichtet: „Klug reden kann ener mit Klagen“, „Zalt (Zug) in das und dann en Bril“, oder „Soll die annen Zuen, der Himmel ist hoch“, „Wat man am weissen sinet, muat man am lischen stäten (suchen)“.

Wahrheit liegt auch in nachstehenden Sätzen: „N schlechter Broden, wo nicht adbrist“, „Se teimner der Boam, je besser de Weide“, „Wann good Berd ist, treet (geht) nemoal“.

Die meisten Sprichwörter und Redensarten aus märkischem Lande mögen genügen, um einen Begriff zu geben von dem Fleißigen und Denken seiner Menschen. Das ist alles allerdings, das nicht nur an fleißigen Regent in überlieferten Bräuden und Sitten zum Ausdruck kommt, sondern tagtäglich die Seele des Märckers in klarem Lichte widerlegt.

Inhalt:

Sonntags in der Neumark. Von Dr.

Frank Bährte.

Märkische Weinberge. Von Oskar Meißner.

Fischische Spornantel. Von Emma Reumann.

Ringerfisch. Von Gerd Emma Reumann.

Spinner und Gelb. Von G. Bild.

Reimt, da deine Dickschopf.

Vom wehrhaften Bauerntum.

Die Markt und ihre Menschen in Sprichwörtern und Redensarten.

Schriftleitung: B. Dahms.